



Die Erbiante.

Von Germaine Beaumont.

„Es ist entsetzlich bitte, lies diesen Brief!“ Marceline reichte ihrem Mann einen Brief, den er las und erblickte. „Was fangen wir nur an?“

„Ja, da ist guter Rat teuer. Wie in aller Welt willst du ein Mädchen in einen Jungen verwandeln?“ Wieder und wieder las Antoine den Brief: „Meine lieben Kinder, jetzt kann ich nicht länger warten. Ich muß meinen lieben kleinen Neffen, Camille, endlich sehen. Ich werde meine Insel verlassen, um einen Monat bei Euch zu verbringen. Auf Wiedersehen. Eure Tante Marcella.“ Dieser Brief war vor zwei Tagen abgefandt worden. Wenn die gute Tante sich sofort auf die Reise begeben hätte, konnte man sie jeden Augenblick erwarten. „Paß auf“, jagte Antoine, „die Situation ist ganz klar! Als wir heirateten, jagte deine Tante, daß, falls du einen Sohn bekämst, er ihr Universalerbe werden sollte, worauf du postwendend ein Mädchen in die Welt setztest. Als der vorsichtige Mann, der ich bin, gab ich dem Kind einen Namen, der sowohl für ein Mädchen als auch für einen Jungen in Betracht kommt, und ich schrieb deiner Tante Marcella, daß uns ein Junge geboren worden sei. Daß die alte Dame mit ihren schwachen Beinen jemals ihre Insel im Mittelländischen Meer verlassen würde, hatte ich niemals in Erwägung gezogen, und ich schrieb, daß eine Reise zu ihr mit Camille ein Anding sei, weshalb ich den Fall für erledigt hielt. Wer zum Teufel konnte ahnen, daß eine „Auge Frau“ sie wieder auf die Beine bringen und daß das erste, was sie unternähme, eine Reise zu uns sein würde, um ihren kleinen Neffen zu sehen.“

„Ja“, jagte die Mutter gedankenvoll, „wenn unsere Tochter doch bloß nicht so schrecklich artig wäre, sonst könnten wir sie vielleicht als Jungen verkleiden.“

„Das ist überhaupt eine glänzende Idee“, entgegnete der Mann. „Wird gemacht! Schneide ihr nur zuerst mal das Haar ab, sorge für Knabenkleider und ich werde ihr dann für jeden dummen Streich zehn Sous versprechen, solange wie die Tante hier ist.“

„Du bist wohl wahnsinnig geworden.“

„Absolut nicht, rufe Camille herein.“

Camille kam. Sie war ein kleines Mädchen von sieben Jahren mit einem altklugen Gesichtsausdruck. Sie hatte große Augen, einen kleinen schmalen Mund und helles, seideweiches Haar, das bis auf die Knie herabfiel. Sie hatte nur einen Fehler. Sie war geizig. Sie verwahrte ihre Sous in Sparbüchsen und diese wiederum versteckte sie aus Angst davor, daß jemand sie stehlen könnte. Die Eltern erklärten ihr die schwierige Situation, worauf eine bestige Auseinandersetzung folgte. Camille wollte nur einwilligen, wenn sie einen Franken fünfzig Sous pro Narrenstreich bekäme. Zuletzt einigte man sich auf einen Franken. Für ihr Paar verlangte sie aber unweigerlich hundert Franken.

Tante Marcella wurde beim Empfang eine Tomate ins Gesicht gellatscht, worauf sie auf einer Bananenschale ausglitt und der Länge nach hinschlug. Die Eltern stürzten herbei und entschuldigten Camille, diesen Teufelsbalg, diesen wilden Jungen, der aber zum Ausgleich das beste Herz der Welt besaß.

Durch die Aussicht auf Verdienst angefeuert, glückte es der zarten, kleinen Camille, in weniger als zwanzig Minuten für vierzehn Franken allerhand Unarten aufzuföhren. Nachdem diese zwanzig Minuten vergangen waren, hing Tante Marcellas Perücke bereits im Kronleuchter und der armen Person war außerdem der dampfende Inhalt einer Kaffeekanne über den Rücken gegossen worden.

Beim Mittagbrot fand die gute Tante einen Goldfisch in der Suppe, und als sie zu Bett ging, entdeckte sie, daß ihre Pantoffel mit Pech beschmiert und das Laten mit Juckpulver bestreut war.

Dieser eine Tag hatte dem Vater einundzwanzig Franken gekostet, und das war nur der Anfang.

Die unschuldige, die sanfte, die friedliche Camille weckte ihre Tante am nächsten Morgen mit einem ohrenbetäubenden Gesang von Wein und Liebe, den sie von Nachbarkindern aufgeschnappt hatte. Im Anschluß daran verwandelte sie das Badezimmer in einen

Djean, verursachte eine Explosion im Gasofen, setzte die Gardinen im Wohnzimmer in Brand und sägte die Beine von mehreren Stühlen ab. Das Resultat dieses Tages inklusive Honorar und Reparaturen konnte auf eintausendvierhundert Franken veranschlagt werden. „Camille, wenn du in dieser Art fortfährst, bekommst du eine Tracht Prügel!“

„Wenn du mich schlägst, werde ich die ganze Geschichte erzählen.“

„Was wird dir bloß noch alles einfallen?“ schluchzte die Mutter.

Am folgenden Tage hatte Camille den Einfall, zwei Flaschen Rotwein auszutrinken und den Rausch in Tante Marcellas Bett auszuschlafen. Dort ruhte sie, während das ganze Haus erleichtert aufatmete, bis gegen Abend, als sie mit der Forderung von fünfzig Franken erwachte. Mit Drohungen, die geradezu Erpressungen verzweifelt ähnlich sahen, glückte es ihr, die gewünschte Summe zu erlangen.

Ihr wurde aber nicht mehr viel Zeit gelassen, um ihre Talente weiterhin zu entfalten, denn bereits am vierten Tage, als sie zum Frühstück erschien, war Tante Marcella fort. Sie hatte niemandem Lebewohl gesagt, aber zwei Tage später kam ein Brief von Moriska mit der gewünschten Erklärung.

„In meinem ganzen Leben ist mir so was noch nicht vorgekommen! Niemals hätte ich geglaubt, daß ein Kind so roh und brutal sein könne wie Euer Camille. Arme Kinder, ich bedaure Euch, aber Ihr werdet es sicher auch verstehen können, daß ich nunmehr wünsche, daß das Vermögen, welches ich hinterlasse, einem besseren Zweck nutzbar gemacht wird, als es diesem Rüpel zu testamentieren.“

Antoine ließ den Brief fallen. „Du hast die Nachschrift noch nicht gelesen“, bemerkte seine Frau bitter. „Hätte Gott es doch so gefügt, Euch anstatt dieses Jungen ein kleines Mädchen zu schenken!“

So schloß Tante Marcellas Brief . . .

Redoute Welt.

Von Hans Seiffert.

Maskenfest dreihundertfünfundsechzig Tage.

Schauplatz: Sämtliche Räume der Welt.

Lauter Maskierte,

hundert und aber hundert Millionen,

weil nur in Maske der Mensch sich gefällt.

Der eine hat einen Bart umgebunden

aus garantiert echtem Menschenhaar.

Nun sieht er bedeutend aus,

wie der liebe Gott,

oder wie Brahms, oder wie Hermann Bahr.

Der andre ist Vertreter.

Aber seine Bekannten und seine Kunden

nennen ihn mit Ehrfurcht Herr Major.

Sogar zu Haus

knüpft er sich seine siebzehn Orden vor —

ein Kerl von uraltem Korn und Schrot.

Hier ist einer ein kompletter Idiot;

aber mit großem Geschick und Fleiß

macht er sich und den anderen weis,

er sei ein Genie von reinster Prägung;

und das Bälkchen blüht

und gerät in Bewegung.

Dort kommt eine,

zeigt Beine und einen erstklassigen Komplex

— latest fashion and tailor made —

Sie behauptet, daß ihre Seele weine,

und daß ihr Mann sie nicht versteht.

Schon ist ein junger Mann unterwegs,

breit in den Schultern und breit in den Hüften;

er bringt ihr blutrote Rosen

und einen Trost, den keine verschmäht.

Trotzdem versichert sie steif und fest,

daß sie sich nur platonisch lieben läßt.

Einer maskiert sich als Denker und Dichter,

einer als unbeflecklicher Richter,

der als Minister, der als Inspektor,

hier einer als Generaldirektor,

dort ein biederbraves Lottchen

als Bamp und demimondänes Kokottchen,

hier ein Luder als anständige Frau...

Alles ist Maske. Nichts ist genau.

Und am schlimmsten wirdst du angeschmiert,

wenn einer sich — angeblich! — demaskiert.

Insekten-Fabriken.

Milliarden geben jährlich in der Land- und Forstwirtschaft durch die Schädigungen verloren, die Insekten verursachen. Bei dem Kampfe gegen diese Schädlinge hat man früher hauptsächlich Gift verwendet.

Aber der „chemische Krieg“ gegen die Insekten, die Vergasung der Forste und Felder, die Arsenbestäubungen vom Flugzeug aus, hatten sehr große Nachteile, indem er auch die natürlichen Feinde der Schädlinge vernichtete und dadurch bisweilen sogar die Vermehrung dieser Schädlinge begünstigte. Man ist daher jetzt zu der „biologischen Methode“ übergegangen, die es sich zur Aufgabe setzt, solche Tiere zu züchten und zu fördern, die die Feinde der Nutzpflanzen vernichten.

Wie Dr. P. Magdeburg in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ berichtet, sind ausgedehnte Versuche auf diesem Gebiet in der Biologischen Reichsanstalt zu Berlin-Dahlem durchgeführt worden. Man arbeitete mit einer Schlupfwespe, die ihre Eier in die Eier anderer Insekten ablegt. Die Schlupfwespen-Larven schlüpfen dann in den fremden Eiern, die auf diese Weise zerstört werden. Nachdem die Lebensbedingungen und Möglichkeiten der Aufzucht dieser Tiere sowie ihre Bedeutung für die Schädlingsbekämpfung genau erforscht waren, ist man nun in Amerika dazu übergegangen, diese hilfreichen Schlupfwespen in großen

Massen zu züchten. In Kalifornien und Mexiko gibt es richtige „Insekten-Fabriken“, in denen die kaum einen Millimeter große Schlupfwespenart „hergestellt“ wird. Täglich werden mehrere hunderttausend Stück gewonnen, und der Betrieb einer solchen Fabrik bietet viel Interessantes. Man muß für die Schlupfwespen-Mütter die nötige Anzahl von Eiern beschaffen, in die sie ihre Nachkommen hineinschleichen können.

Deshalb ist der Schlupfwespen-Fabrik noch eine zweite angegliedert, nämlich eine Motten-Fabrik. Hier wird eine Mottenart en gros gezüchtet, um für die Schlupfwespenzucht die ausreichende Menge von „Unterlagen“ zu liefern. Die Motteneier werden auf Karten aufgeklebt; jede solche „Eikarte“ umfaßt ungefähr 150.000 Eier. Die trächtigen Schlupfwespen fliegen dann auf die Eikarte und legen in jedes Mottenei ihr eigenes Ei ab. Nach wenigen Wochen schlüpfen dann die junge Wespe aus dem ausgefressenen Mottenei. Damit ist aus der Eikarte die „Schlupfkarte“ geworden, die nun in

der Nähe der bedrohten Pflanzen aufgehängt wird. Die jungen Wespen machen sich sofort an die Arbeit, um die schädlichen Insekten zu vernichten.

Noch wichtiger aber ist es, daß die Schlupfkarte auch „konserviert“ werden kann: man vermag nämlich durch niedrige Temperatur die Schlupfdauer auf zehn Monate auszudehnen, und dadurch sind die Insekten-Fabriken in der Lage, große Mengen ihrer Brut nach allen Weltgegenden zu verschicken, in denen man der Hilfe der Schlupfwespen bedarf. So sind vor einiger Zeit große Mengen dieser Schlupfkarten, die während der Ueberfahrt in Kühlräumen aufbewahrt werden, nach Australien geschickt worden. Vorläufig sind die Wespen noch ziemlich teuer; eine Million kostet 10 Dollar. Aber wenn die damit erzielten Insektenvernichtungen erst im großen Maßstabe nachgeahmt werden, dann wird die Nachfrage immer größer werden und die Insekten-Fabriken werden bei bedeutenderem Umsatz mit ihren Preisen heruntergehen können. S.

Der Hauschtrat.

Von August Gailit.

Daß es eine estnische Literatur gibt, davon hat das deutsche Lesepublikum bisher wenig Kenntnis gehabt. Solange das estnische Volk geschichtslos dahindämmerte, waren die Verhältnisse der Entwicklung einer eigenen nationalen Kultur und Literatur wenig förderlich, in neuester Zeit dagegen erwachsen auf dem Boden seiner staatlichen Selbständigkeit eine Anzahl ernster Begabungen. Doch wurde erst jetzt das erste estnische Werk den Deutschen durch Uebersetzung zugänglich gemacht und man darf sich dieser Entdeckung, die vom Propyläen-Verlag, Berlin, gemacht wurde, aufrichtig freuen. Es ist dies ein Roman „Rippernaht und die Jahreszeiten“, ein eigenartiger Titel und ein noch eigenartigerer Inhalt. Thomas Rippernaht ist in gewissen Jahreszeiten ein biederer, harmloser städtischer Bürger, oder wenigstens einer, der die Rolle eines solchen spielen muß. Kommt aber seine Jahreszeit, dann zieht er in allerlei Verkleidungen ins Land hinaus, verübt tolle Streiche, durch die er die Menschen narzt und in Erbverbundenheit und Naturhaftigkeit genießt er aus sich ihm darbietenden Freuden. Aus dem vergnüglichen und phantasievollen Buche bringen wir nachstehend eine kurze Leseprobe:

Aber dann, einige Tage später, erscheint noch ein Floß.

Auf diesem steht nur ein Mann, und Lofi sieht schon von weitem, daß er ungeschickt ist und das Floß nicht mitten in der Strömung halten kann. Von einem Ufer zum andern pendelnd, bleibt er oft stecken, hält an, wartet, läßt sich treiben, ohne eine Hand zu rühren. Oft versinken die Balkenenden im Wasser, das Floß dreht sich im Wasser wie ein Kreisel und der Mann liegt längelang auf dem Floß wie auf einem wildgewordenen Pferde.

Bei Habahannes' Hof, wo der Schwarzbach das plötzliche Knie hat, schleudert die Strömung das Floß auf das Ufer, und der Mann bleibt ruhig sitzen.

Lofi beobachtet ihn eine Zeitlang voller Bewunderung. Ist er krank?

Und Lofi läuft zum Vater.

Der alte Kudissem hustet nichttraulich. Aber Lofi ist wie eine Klette und zieht ihn hinaus. Da saß der Mann noch so ruhig wie vorher und

jaß ins Wasser. Er schien sogar zu pfeifen.

„Ist Ihnen ein Unglück zugestoßen?“ stottert der alte Siver Kudissem. Keine Antwort.

„Soll ich Sie abstoßen?“

„Nein“, antwortete der Mann, „ich habe Zeit“ und lächelte Lofi an.

Der alte Kudissem brummte was und machte kehrt. Lofi zögernd hinterdrein. Der Mann hinterdrein.

„Aermlich lebt Ihr“, sagte er und sah sich in der Stube um.

„Jawohl“, sagte Kudissem sehr ruhig. „Sie hätten zu Habahannes gehen sollen. Er ist reich, und die Flößerburschen gehen immer zu ihm.“

„Wo hat denn Habahannes seinen Reichtum her?“ fragte der Mann belustigt.

„Er ist nicht immer reich gewesen“, erklärte Kudissem, „in seiner Jugend war er sogar ein sehr bekannter Dieb. Dann fing er hier an; seine Wirtschaft warf nicht viel ab, das Getreide wuchs hirtentäuschelhoch.“

Aber dann hat der Mann auf dem Markt in Riga für zwanzig Rubel einen Hauschtrat gekauft, und sofort begannen die Felder zu tragen, und die Vorräte häuften sich wie Schneewehen. Jetzt fehlt ihm nichts mehr, hochmütig ist er geworden, geizig ist er geworden, sitzt auf seinen Butterfässern und fährt auf ihnen in die Stadt.“

„Haben Sie seinen Hauschtrat gesehen?“ fragt der Flößer, der sich Thomas Rippernaht nannte.

„Wer zeigt einem Fremden seinen Hauschtrat“, sagte Kudissem brünnig.

„Ich habe ihn gesehen!“ ruft plötzlich Lofi lebhaft. „In einer Gewitternacht flog er wie eine Feuergarbe in Habahannes' Schornstein.“

Mall sagte wohl, der Blix habe eingeschlagen, aber ich kenne schon Mall's Redensarten.“

„Warum haben Sie sich nicht auch einen Hauschtrat angeschafft? Oder ist das Sünde?“ fragte Rippernaht.

„Warum soll das Sünde sein, ein Tier bleibt immer ein Tier“, antwortete Kudissem geringschuldig und ging mal vor die Tür. Der Flößer Rippernaht — er kehrte nicht wie alle andern bei dem reichen Habahannes ein, sondern blieb bei Kudissem, fing ihm Fische und half bei der Hausarbeit; ein merkwürdiger Mensch — bekam erst am dritten Abend die Geschichte mit dem Hauschtrat zu hören.

Der Alte hatte mit dem Hauschrat; rein Glück gehabt. Es ist noch kein Jahr her, daß er zu diesem Zweck gleichfalls nach Riga fuhr. Unterwegs lehrte er in der nächsten Dorfschenke ein, wo er seinen alten Freund, den Schneider Stodros traf. Sie machten ein paar Schnäpshen zusammen, redeten dies und das, bis der Stodros wissen wollte, was der Studissem in Riga für Geschäfte hätte. Der Alte hieb auf den Tisch: das Hundeleben hätte er bis da, und als der Schneider vor Reugier so weit geschwollen war wie eine Schweinsblase, flüsterte ihm Studissem ins Ohr, was für Geschäfte

„Die Rigaschen Hauschräte sind teuer und wertlos!“ sagt hierauf Stodros. „Sie sind aus verfaulten Besen und Kohle gemacht. Warum fährst du so weit, man versteht sich hier auch ganz gut auf Hauschräte.“

„Wer versteht sich?“ fragt Studissem, „etwa du?“ Der Stodros nickt, als wär's nichts. Dem Rigafahrer ist, als hätte ihn jemand mit der Ahle gestochen. Er läßt Stodrosens Aermel nicht mehr los, beschwört ihn: „Stodros, Stodros, mach mir einen Hauschrat. Hier sind fünf- und zwanzig Rubel, behalt sie und mach mir einen ausländigen Hauschrat.“ — „Narr“, sagte der Schneider, „ich will dein Geld nicht, wenn du aber so sehr bittest, so komm nach zwei Wochen zu mir und hol dir den Hauschrat ab.“ Der Alte war so froh, daß er dem Schneider trotz seines Sträubens drei Rubel aufnötigte, als Handgeld. Das Geld haben sie dann in derselben Nacht vertrunken.

Nach zwei Wochen war Studissem beim Schneider. Stodros hatte die Hauschrätgeschichte völlig verschwigt, fing fürchterlich zu stöhnen an, der Kopf schmerzte ihn, das Wetter sei zum Hauschrätmachen nicht günstig, auch fehle es ihm an geeignetem Material und dergleichen mehr. Studissem ließ aber nicht locker. Da wurde der Schneider krätzig und sagte: „Gut, du sollst deinen Hauschrat haben! Aber drei Dinge mußt du dir merken: beim Nachhausefahren darfst du dich unter keinen Umständen umsehen, sodann darfst du das Wort „Teufel“ nicht in den Mund nehmen und endlich keinen bösen Wind machen. Wenn du diese drei Bedingungen nicht erfüllst, kann ein Unglück geschehen. Erst wenn du zu Hause angekommen bist, darfst du den Hauschrat vom Wagen heben und ihn betrachten. Sehe dich in den Wagen und warte!“

Der Waldhüter setzte sich in den Wagen und wartete. Bald kam auch der Schneider, hielt etwas unter der Schürze verborgen und brachte es hinten im Wagen unter. „Fahr zu“, sagte er zum Abschied, „und denke daran, was ich dir gesagt habe.“

Nach Hause fährt Studissem, ein glücklicher Mensch. Ganz genau überlegt er sich schon, was für Arbeiten er dem Hauschrat zuschänzen wird. Wie er etwa fünf Werst gefahren ist, spürt er Brandgeruch. Nanu! denkt er, raucht der Hauschrat? Da er sich jedoch nicht umsehen darf, fährt er scharf weiter. Aber kaum ist er noch eine Werst gefahren, fühlt er, sein Rücken brennt. Er springt vom Wagen und sieht: das Hinterende des Wagens ist vollständig in Flammen, das Heu ist verbrannt, der Sad ist voller Feuer, und sein Rod ist hinten angehängt. Gräßlich schluchend sucht er noch zu retten, was zu retten ist! „Warte nur, du Hund, hast du am Ende brennende Kohlen in meinen Wagen geladen? Eine derartige Beschimpfung eines Christenmenschen lasse ich mir nicht gefallen; und wenn mich tausend Hauschräte fressen und der alte Beesehub selber!“

Zurück zu Stodros. Der sieht den Alten schon von weitem, läuft ihm entgegen und fragt

vergnügt: „Nun, Silber, bist du mit deinem Hauschrat zufrieden?“

„Halsabschneider!“ ruft Silber, „was wolltest du mit den verfluchten Narrenspöffen? Du hast brennende Kohle in meinen Wagen gelegt! Zum besten hast du mich gehabt wie ein Stück Vieh, wie einen dummen Itlis oder dergleichen.“

„Nein“, ruft der Schneider überzeugt, „das habe ich nicht getan. Du sollst dich schämen, einen Freund solch eine Schweinerei zuzutrauen. Der Fehler steckt ganz bestimmt wo anders. Sag mal, hast du des Teufels Namen kein einziges Mal in den Mund genommen?“

„Nein“, sage ich entschieden, denn ich hatte an den Namen nicht ein einziges Mal gedacht. Hast du nicht vielleicht über die Schulter zurückgeduckt?“

„Nein“, sage ich, „ich sah erst dann hinter mich, als der Wagen vollständig in Flammen war.“

„Aber hast du auch keinen bösen Wind gemacht?“ forschte Stodros weiter.

„Nein, auch das nicht, und wenn, dann gewiß nur ein ganz klein wenig!“ antwortete ich.

„Da haben wir's, da haben wir's!“ tobte der Schneider und drehte sich wie ein Kreisel in der Runde. „Du ewiger Efel, du verdamneter Hund, was hast du getan?“ schrie er, immer wütender werdend. „Du hast mich in Schande gebracht, du hast dein Glück verspielt — ich will mit dir nichts mehr zu tun haben. Der Wolf möge dich fressen und der Teufel dich verschlingen! Leb wohl!“ Und der Schneider riegelte die Tür vor Studissem's Nase zu.

„Er hat ja recht, ich habe selber schuld“, schloß Studissem seine Erzählung, „aber was zu viel verlangt ist, ist zu viel.“ Und er stand auf und ging mal nach dem Wetter sehen, denn es regnete.

Humor im Schulaufsatz.

Der Bauernhof.

Ein Bauernhof ist viel Land, mit einem Haus und einem Hof dabei. Es gibt schöne Bauernhöfe. Aber mitunter ist der Hof auch gar kein Hof, sondern nur Matsch und Steine. In dem Matsch stehen dann die Mistwagen.

Die Leute, die auf einem Bauernhof wohnen, heißen Bauern. Wenn es ein großer Bauernhof ist, kann man auch „Gut“ dazu sagen. Den Arbeitern geht es dort aber nicht gut, sondern nur dem Gutsherrn.

Der ganz kleine Bauer wohnt in einer Kute, was auch ein Haus ist. Die Bauern machen hauptsächlich Butter und Käse von der Kuh, Mettwurst und Schinken vom Schwein und Hühnerreier. Auch pflanzen sie Kartoffeln, Steckrüben, Roggen und Weizen, was dann gemäht werden kann.

Die Gesellen beim Bauern heißen „Knecht“ und das Dienstmädchen „Magd“. Mein Bruder Walter sagt, daher stammt auch der Gesang: „Ich bete an die Magd der Lieb“, was ich aber nicht glaube.

Wenn der Bauer aufstehen will, kräht der Hahn, den er aber nicht anziehen braucht, wie meine Mutter den W-fer, der läuft alleine ab.

Das Pferd.

Das Pferd ist ein Säugetier und ernährt sich von Gras, Heu, Stroh und Hafert. Man benutzt das Pferd zum ziehen. Das Pferd ist ein historisches Tier, schon die alten Griechen hatten Pferde. Das Pferd besteht aus Knochen, Suppen- und Bratfleisch. Die Knackwürste muß es auch liefern. Die Haut kann man gerben und eignet sich gut als Fußzeug. Es bewegt sich auf vier Beinen. Zwischen Kopf und

Schwanz befindet sich der Rumpf, worauf man reiten kann. Das Pferd hat viele Namen — Gaul, Zosen, Schimmel, Rappe, Roß. Das Pferd muß öfter in die Schmiede, da kriegt es Hufeisen, wonach auch die Pferdefüße „Huf“ genannt werden. Den Abfall vom Pferd nennt man Roßapfel.

Der Spiegel.

Ein chinesisches Märchen.

Ein Bauer rüstet sich zur Abfahrt nach der einige Tagesreisen entfernten Stadt. Als er sich von seiner Frau verabschiedete, fragt er sie, was er ihr mitbringen solle. Die Frau antwortet, sie wünsche sich einen Kamm, und auf die Frage des Mannes, welche Form der Kamm haben solle, deutete die Frau auf den Abendhimmel, wo die Sichel des zunehmenden Mondes sichtbar ist.

Der Bauer reist ab, trifft einige Tage später in der fremden Stadt ein, wickelt dort seine Geschäfte ab, die ihn auch wieder einige Tage in Anspruch nehmen, und will sich eben auf die Rückreise begeben, als ihm sein der Frau gegebenes Versprechen einfällt. So betritt er denn einen Laden, in dem viele schöne, das Herz der Frauen erfreuende Dinge zum Verkauf stehen. Leider hat er im Drange der Geschäfte vollkommen vergessen, daß seine Frau sich einen Kamm wünschte, er erinnert sich nur, und er teilt dies dem Besitzer des Ladens mit, daß das Geschenk die Form des Mondes haben solle.

„Dann kann es wohl nur ein Spiegel sein!“ meinte der Ladenbesitzer, indem er auf den am Himmel prangenden Vollmond zeigte.

„So wird es wohl sein“, bestätigte der Bauer, „einen Spiegel hat sie noch nicht gehabt.“

Er kauft also den Spiegel, fährt in sein Dorf zurück und überreicht seiner beglückten Frau das mitgebrachte Geschenk. Die Frau, die noch nie in ihrem Leben einen Spiegel gesehen hatte, blickt hinein, erschrickt heftig und läuft weinend zu ihrer Mutter.

„Warum weinst du?“ fragt die Mutter. „Weil mein Mann“, erklärt die Tochter schluchzend, „eine fremde Frau ins Haus gebracht hat!“

„Daß sehen!“ ruft die Mutter, ergreift ihrerseits den Spiegel und blickt hinein.

„Wie kannst du darüber weinen?“ sagt sie zur Tochter vorwurfsvoll, „es ist doch ein ganz altes und häßliches Weib!“

Ganz kleine Geschichte.

Von Arnold Weiß-Küchel.

... und als der Steuerbeamte abermals kam, war der kleine Bello schon tot

„Wir haben ihn geschlachtet!“ ... sagte der Mann, dem ein wohlweiser Staat die Freude an einem kleinen possierlichen Hunde nicht gönnen wollte, ohne die hiefür angelegte Luxussteuer mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu erheben.

„Ja, ja, ...“ sagte der Mann; und er wußte nicht, ob er weinen sollte über den Tod des kleinen Freundes, ... oder lachen darüber, daß es einen Braten gab, einen happen Fleisch, wie man ihn schon lange nicht mehr zwischen den Jähnen gespürt hatte.

Und dann wurde Bello serviert. Den Kindern tropften die hellen Tränen in die Teller, als sie Bellos sterbliche Reste mit verzweifeltstem Appetit verschlangen. Aber das Kleinste, das noch dumm war und unfähig die Kausalität zwischen Tragik und Freude zu erkennen, legte die Knochen fein säuberlich auf die Seite und sagte glücklich: „Für Bello ...“

Hans Urian

oder die Geschichte einer Weltreise.

Hans Urian ist ein armer Junge, der vor der Stadt in einem kleinen Breiterhaus wohnt, das nur eine Stube hat und wo die Not haust, besonders als der Vater stirbt. Diesen Hans Urian macht die Schriftstellerin Lisa Tegner zum Helden einer künstlerisch geformten und menschlich fein empfundene Geschichte, die gewiß jeden Knaben rühren und entzücken wird. Das Buch führt den Titel „Hans Urian oder die Geschichte einer Weltreise“, enthält 28 Bilder sowie zwei farbige Weltkarten und ist im Verlage D. Sunders in Stuttgart erschienen. (Kart. Nr. 280, geb. 3.80) Der Dichter Hermann Hesse sagt über dieses schöne Jugendbuch: „Es trägt eine einfache, schöne Menschheitslehre ohne Aufbringlichkeit vor, und vergißt den Hagen und das Märchen darüber nicht. Die Dichterin gibt einen erwärmenden Glauben an das Menschenherz, und die Kinder werden den Hans Urian ganz ohne weiteres verstehen und lieben.“ Jeder Erwachsene, der das Buch liest, wird die Kinder beneiden, für die so hübsche Bücher geschrieben werden und wünscht allen Kindern Eltern, die in der Lage sind, ihnen durch solche Bücher Freude zu bereiten.

Wißt ihr schon?...

Auf den Bermudasinseln ist noch heute ein Geheiß in Kraft, das aus dem Jahre 1908 stammt und das Befahren der Straßen mit mechanisch bewegten Fahrzeugen verbietet.

Die Träger auf dem Londoner großen Fischmarkt auf Billingsgate tragen besondere Hüte, die etwa 5 Pfund Feder, 8 Meter gewachsenen Bindfaden und 400 Nägel enthalten.

Der verbreitetste Kalender der Welt ist der chinesische Almanach, der von der Staatsdruckerei in Peking in 8 Millionen Exemplaren herausgegeben wird. Dem Chinesen bedeutet dieser Almanach ein unfehlbares Orakel, an dessen Angaben und Ratsschläge er blindlings glaubt.

Der Fingerabdruck für die Entdeckung von Verbrechern ist amtlich seit dem Jahre 1901 in Gebrauch. In China und Japan wurden Fingerabdrücke seit Jahrhunderten bei der Unterschrift von Aktenstücken zur Beglaubigung der Unterschrift verwendet.

In Paris werden jetzt Stahlhäuser errichtet, die mit Badezimmer, elektrischem Licht und Zentralheizung ausgestattet sind, in acht Minuten erbaut und in wenigen Sekunden an ihrem Platz errichtet werden können.

In einem einzigen Tage erzeugt der durchschnittlich gesunde menschliche Körper so viel Hefe, um 24 Pfund Eis zum Schmelzen und zum Kochen zu bringen.

Ein Schitel oder zu Arbeitstube führenden Krankheiten ist durch Rheumatismus verursacht, ein Leiden, für das jährlich von den Krankenhäusern viele Millionen verausgabt werden müssen.

Hausrezepte

Etwaig läßt sich gut verwenden zum Kleben einer zerfallenen Buch oder Notenhefte, oder nur kleine Stücker, die von den Möbeln abgesprungen sind, wieder anzukleben.

Aluminiumgeschmirrel darf nie in Sodawasser gereinigt werden, da Soda das Aluminium zerstört. Seifenwasser ist genau so wirksam.

Fliegen werden von Fenstern und Spiegeln durch Essig abgehalten. Man besprengt das Fensterleder mit einigen Tropfen und verreibt es auf Fenster und Spiegel.

Zur Teebereitung sollte man nie eine Metallkanne benützen, höchstens eine silberne; am besten ist eine gute irdene Teekanne. Das Wasser zur Teebereitung muß stets frisch gelocht sein.

Gummischuhe halten länger, wenn man in die Sohlen ein gefaltetes Seidenpapier legt, das den Gummiboden vor den harten Abfäßen der Schuhe schützt.

Um Eier auf ihre Frische zu prüfen, lasse man das Ei in ein Gefäß mit Wasser fallen. Steigt das dicke Ende nach oben, so sind die Eier nicht frisch.

Hartnäckige Schmutzstellen in Kleidungsstücken sind mit einer rohen Kartoffelscheibe einzureiben und, wenn der Fleck trocken ist, auszubürsten.

Beim Waschen von Strohhüten füge man dem letzten Spülwasser ein wenig Glycerin bei; das verhindert, daß der Hut zu steif wird.

Weiteres.

Der Blinddarm. Fräulein Dora ist jung und außerdem wieder gesund. Deshalb freut sie sich, als sie ihren Arzt zufällig trifft. „Doktorchen“, sagt sie, „Sie haben mich böse zusammengeschnitten bei der Blinddarmentfernung, aber man merkt, gottlob, nichts mehr!“ — „Tut man auch nicht“, bestätigt der Arzt, „nur tief dekolletiert können Sie jetzt freilich nicht mehr gehen!“

Das Universalmittel. „Na, hat Ihnen meine Medizin geholfen?“ — „Und ob, Herr Doktor! Ein ganz wundervolles Mittel! Ich habe drei Köffel davon genommen — weg war mein Husten. Drei Köffel habe ich ins Knie eingerieben — keine Spur mehr von Reußen. Und den Rest haben wir dann noch zum Silberputzen genommen.“

Mehr Seele! Der berühmte Pianist Wilhelm Bachhaus gab einer jungen Dame Klavierunterricht. Sie sollte die Mondscheinsonate von Beethoven spielen. „Legen Sie doch ein bißchen mehr Seele hinein!“ jagte der Lehrer. Die junge Dame trat das Pedal. Verschwommene Töne erklangen. Da sagte Bachhaus verzweifelt: „Ich hatte gesagt, Sie sollten mehr Seele hineinlegen, nicht aber mehr Sohle.“

Doppelverdiener. Krause und Lehmann streiten sich. Krause: „Sie Doppelverdiener!“ — Lehmann: „Wieso? Was wollen Sie damit sagen?“ — Krause: „Sie verdienen rechts und links eins hinter die Ohren!“

Die größere Gefahr. Arzt: „Wenn ich Ihnen noch einen Rat geben kann, Herr Kungendorf, kommen Sie nicht mehr so spät abends zu Hause!“ — „Wieso, Herr Doktor, glauben Sie, daß mir die Nachtluft schaden könnte?“ — „Das nicht — aber die Aufregung, die dann zu Hause auf Sie wartet...“

Der Neugierige. Der Herr Pfarrer hämmert sich eigenhändig seinen Kaninchenstall zu recht. Ein Bauernjunge sieht eifrig über den Gartenzaun hinweg zu. „Na, mein Sohn“, fragt der Pfarrer, „da willst du wohl gern noch was lernen?“ — „Na, i bin bloß neugierig, wie Hochwür'n suada, bal's Cochna am Daumen aufhau'n!“

Doktor F. und Doktor H. waren sich nie so recht grün. Jetzt hatte F. den Professorentitel erhalten und als man F. diese Nachricht mitteilte, packte ihn die Wut. „Ja“, meint der Ueberbringer der Nachricht, „das nützt Ihnen

nichts, jetzt müssen Sie ihn doch wohl oder übel mit Professor titulieren.“ — „Ich denke gar nicht dran! So einen Schafskopf nenne ich ruhig weiter „Herr Kollege!“

Preisabbau. Wochenlang prangt das Schild an der Fensterscheibe: „Neue Fettberinge Stück 10 Pfennig.“ Jetzt ist es plötzlich durch ein anderes ersetzt. Seitdem viel vom Preisabbau die Rede ist, steht auf dem neuen Schild: „Achtung! Preisabbau! Neue Fettberinge nur noch 10 Pfennig!“

„Heute habe ich einen deiner alten Briefe gefunden“, berichtete sie. „Du schreibst darin, daß du lieber unendliche Qualen an meiner Seite erleiden, als ohne mich im Paradies leben wolltest...“ — „Na ja“, meinte er. „Dieser Wunsch ist ja auch in Erfüllung gegangen.“

„Sie entschuldigen bitte“, führt sich der Agent ein, „sind Sie der Herr des Hauses?“ — „Natürlich, meine Frau ist seit drei Wochen verrest!“

„Wo war denn dein Vater?“ — „In Karlsbad. Und deiner?“ — „Auch in Karlsbad. Er hat mir ein Messer mitgebracht, auf dem steht „Karlsbad“. — „Ich habe einen Löffel bekommen, auf dem steht auch Karlsbad, aber ich weiß nicht mehr, welches Hotel.“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Schach, Zwettl Nr. 65 bei Teplitz-Schönbau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 71.

Von Gen. Wilhelm Beutel, Arnsdorf bei Tetschen.

Schwarz: Kh6; Da7; Ta5; Bb4, d7, h7 (6).



Weiß: Kh4; Tc2; Lb1, b8; Se3; Bf6 (6).
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse zu senden.

Lösungszug zu Nr. 68: Dd1-d4!

Richtige Lösungen fanden nachfolgende Genossen ein: Münnich Heinrich, Joidau; Zimmermann Heinrich, Eichwald; Krehan Heinrich, Komolau; Walter Ludwig, Kolbe Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, alle aus Kwitzau; Müllner Adolf und Padmann Reinhold, Litzkau; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Gottfried Johann und Wifidil Johann, Goleischn; Adolf Wenzel, Arnsdorf bei Teplitz; Diefel Josef, Markersdorf; Dinnbier Emil, Tetschen; Jantert Eduard, Schaiba; Philipp Heinrich, Obergeorgental; Albert Rudolf, Proßeditz; Trätzl Gustav und Emil Adolf, Witterschau.

Es wird gewiß alle meine Mitarbeiter und Leser interessieren, daß Gen. Krehan, Komolau, erst 9 Jahre alt ist und sich schon mit Lösen von Schachaufgaben befaßt. Wir gratulieren ihm und hoffen, daß ihm dasselbe noch viele Jugendgenossen nachahmen, dann braucht uns nur unsere Zukunft im Arbeiterschatz nicht lange sein.